Die Kunst des Übersetzens

Autor(en): **Hottinger, Mary**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **12 (1944-1945)**

PDF erstellt am: **03.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-759409

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

DIE KUNST DES ÜBERSETZENS

VON MARY HOTTINGER

Es ist symptomatisch für den heutigen Zustand des Uebersetzens, daß man anfängt, es als «Kunst» für sich zu betrachten und darüber zu schreiben. Je mehr man sich mit der Technik des Uebersetzens befaßt, desto deutlicher wird es, daß sich hier keine objektiven Prinzipien entwickelt haben und daß dieses Aschenbrödel der Literatur noch in einem ziemlich barbarischen Zustand lebt; die Möglichkeit von großen Uebersetzungen wird dadurch zwar nicht beeinträchtigt, den schlechten aber stehen damit alle Türen offen. Bis jetzt gibt es überhaupt keine objektive Kritik der Uebersetzung — alles ist auf Meinungen und Vorurteile begründet, was mit ein Grund dafür ist, daß die Uebersetzer die reizbarsten und störrischsten Menschen der Welt sind. Dieser mißliche Stand der Dinge rührt sicherlich daher, daß die Uebersetzung ihrer Natur nach eine sekundäre Funktion darstellt, daß ihr Rohmaterial die fertige Schöpfung ist und daß ihr höchstes Gebot lautet, sich ihr zu unterwerfen. Als über eine nützliche, aber nicht schöpferische Tätigkeit schreckte man davor zurück, sich über sie zu besinnen, so daß wir heute in der paradoxen Lage sind, mehr Uebersetzungen als je zuvor in die Hand zu bekommen, ohne einen objektiven Maßstab für ihre Beurteilung zu besitzen.

Höchst interessant ist es deshalb, zwei englische Schriften, welche sich mit der Uebersetzung befassen, miteinander zu vergleichen. Die eine ist älteren Datums: im Jahre 1931 hielt Hilaire Belloc die Taylorian Lecture in der Universität Oxford und wählte die Uebersetzung als sein Thema *(On translation).* Es ist bezeichnend, daß der Gegenstand schon damals sich so weit verselbständigt hatte, um in diesem Rahmen zur Sprache zu kommen. Eingangs bemerkt Belloc, die Uebersetzung sei in unserer Kultur eine Notwendigkeit und nicht nur ein notwendiges Uebel; der Uebersetzer vermittle in einer so unscheinbaren Arbeit wichtiges Geistesgut und trage somit zu jenem notwendigen, aber leider so dürftigen gegenseitigen Verständnis anderer Denkarten bei. Die Arbeit aber, so unscheinbar sie sei, mache große Ansprüche; denn vor allem muß der Uebersetzer seine Muttersprache beherrschen und in zweiter Linie einer direkten Reaktion auf

die Fremdsprache fähig sein — die Reihenfolge ist interessant. Denn daß die erste Bedingung einer guten Uebersetzung eine vollkommene Beherrschung der Muttersprache sei, das mußte einmal gesagt werden; meistens fehlt es gerade an diesem Punkt. Daß aber die Fähigkeit, auf die Fremdsprache direkt reagieren zu können, eben auch nötig sei, beweist Belloc durch ein schönes Beispiel. Er zitiert den Fall einer englischen Uebersetzung von Rousseaus «Contrat Social», wo es an einem Haar gehangen ist, daß der Rousseausche Satz: «La volonté générale est toujours droite» mit «The general will is always right» übersetzt worden wäre, was eben Unsinn ist.

Soweit, so gut. Sobald Belloc aber auf die Technik der Uebersetzung zu sprechen kommt, beweist er indirekt, daß wir noch keine besitzen, die auf allgemeine Prinzipien zurückführbar wäre. Die Beispiele, welche er bringt, sind schön; aber sie bleiben vereinzelte Exempel, ohne inneren Zusammenhang. Jedes bietet dem Uebersetzer eine Möglichkeit der Erfahrung, aber nichts mehr. Und man merkt, daß es Belloc nicht gelungen ist, weil es ihm nicht gelingen konnte, hier aus dem Anekdotischen herauszukommen.

Das zweite Buch — Bates «Intertraffic, Studies in Translation» — ist ungemein spannender und moderner. Es setzt auf einer viel höheren Ebene ein. Die Uebersetzung wird nicht verteidigt, sondern einfach als hohe Notwendigkeit vorausgesetzt. Der Autor zitiert sein früheres — leider zurzeit nicht erhältliches — Werk im folgenden Sinne:

«Die erste Begegnung von Volk zu Volk findet normalerweise zwischen deren weniger liebenswürdigen Vertretern statt: voran die Kaufleute; nach den Kaufleuten die Missionare; nach den Missionaren die Geldmänner; nach den Geldmännern die Regierungen; nach den Regierungen die still-sanfte Stimme des Uebersetzers, der sich bemüht, scheinbare Tiere in Menschen zu verwandeln, Fremde in Freunde, Freundschaft in Wissen, und die Welt, so wie wir sie kennen, in

> ... that better world of Men
> Whose Spirits are of one Community;
> Whom neither Deserts, Oceans, Rocks nor Sands
> Can keep from th'Intertraffic of the Mind.»[1]

Das Buch beschränkt sich ganz auf das, was «exotisch, stark und alt» ist. Es behandelt nur Uebersetzungen aus dem Chinesischen, Griechischen und Japanischen, mit einem Kapitel über die englischen Bibelübersetzungen. Und das ist das Richtige; wenn man über die Ziele und Methoden der Uebersetzungen klar werden will, muß man dort

[1] Samuel Daniel.

anfangen; denn bei einer neuen Uebersetzung, z. B. von Aeschylos, stehen die wesentlichen Fragen der Uebersetzung — das Warum und das Wie im Vordergrund. Es ist geradezu eine Offenbarung, die hier zitierten französischen, italienischen und englischen Uebersetzungen des Schlußchors der Oresteia miteinander zu vergleichen, und die Behauptung des Autors, daß ein Leser, der kein Chinesisch oder kein Griechisch versteht, eine wirkliche Einsicht in den Geist des Originals durch das Vergleichen von verschiedenen Uebersetzungen erhalten könne, findet ihre empirische Rechtfertigung.

Das Neue und Notwendige aber, das diesem Buch seinen besonderen Wert verleiht, ist, daß hier kein Versuch gemacht wird, nicht existente Lehrsätze für die Uebersetzung aufzustellen, sondern daß vor allem auf die Persönlichkeit der Uebersetzer eingegangen wird; und hier steht Wichtigstes zwischen den Zeilen zu lesen. Denn davon hängt schließlich alles ab. Will sich der Uebersetzer unbedingt einen dichterischen Ruhm erzwingen, so entstehen Uebersetzungen wie diejenigen eines Gilbert Murrays, welche alles anders sind, aber nur kein Aeschylos. Will der Uebersetzer unbedingt best-sellers liefern, so kommt es zu dem heiteren Fall des amerikanischen Uebersetzers der «Weltgeschichtlichen Betrachtungen», den man nur mit Gewalt davon abhalten konnte, ganze Seiten des Urtextes als nicht mehr «up to date» herauszureißen und mit eigenem, spannenderem Material auszufüllen. Will er aber sein Wissen zur Schau tragen, so haben wir die vielen Homerübersetzungen, in welchen Götter und Menschen eine Sprache reden, welche nie, weder von Göttern noch von Menschen, gesprochen worden ist. Hier sieht man, daß es bei dem heutigen Stand dieser sonderbaren Tätigkeit vor allem auf seelische Entsprechungen ankommt, die beachtet werden müssen, wenn gute Uebersetzungen zustande kommen sollen. Wunderbare Beispiele sind: Florios englische Uebersetzung von Montaigne, Baudelaires französische Uebersetzung von Edgar Allan Poe und Borchardts deutsche Uebersetzungen von (leider!) Swinburne; ein abschreckendes Beispiel dagegen: Ruskins englische Fassung von J. Gotthelfs Besenbinder.

Sobald man von der Oberfläche der sprachlichen Details wegkommt und Sinn für das Ganze einer Uebersetzung erhält, entsteht eine erfrischende Umwertung in der ganzen Frage. Dann sieht man nämlich, daß eine gute Uebersetzung nie aus dem rein Sprachlichen allein hervorgehen kann, sondern daß sie ihren Ursprung in der Resonanz des Originals im Geist des Uebersetzers nehmen muß. Von diesem Standpunkt aus gibt es in diesem Buche köstliche Streiflichter auf das ganze Problem der Uebersetzung, so z. B.: «Die Arbeitslosigkeit unter den Grammatikern sollte auf 101 % erhöht werden; denn was sie dem Uebersetzer vorschreiben, ist ihm so wenig wichtig wie

die Anatomie des Hundes dem Hundefreund.» Oder: «Der Wissenschafter hat mehr mit der Literatur als mit dem Leben zu tun; den modernen Uebersetzer interessiert vor allem das Leben und erst in zweiter Linie die Literatur...» «Wer die Literatur in eine andere Sprache übertragen will, muß aus der Lebenserfahrung schöpfen und nicht aus der Theorie der Universitäten.» Noch ernster und tiefer klingt die ebenfalls zitierte Warnung Valérie Larbauds, der vom Uebersetzer nicht nur philologisches Wissen fordert, sondern auch die kostbarsten Eigenschaften und seltensten Tugenden der Menschheit — nämlich Selbstaufopferung, absolute Ehrlichkeit (wie selten ist sie in der Uebersetzung), Intelligenz, Taktgefühl, große Kenntnisse, ein reifes und promptes Gedächtnis. Larbaud hat übrigens für die Uebersetzer den schönen Ausdruck geprägt: «Les Pauvres dans la Littérature.»

Am allerwichtigsten aber ist es, daß hier klar erkannt wird, wie die Uebersetzung überhaupt noch in den Kinderschuhen steckt und wie die ganze Sprachwissenschaft, insbesondere die Semantik, viel tiefer erforscht werden müßte, bevor ein *objektiver* Maßstab für die Uebersetzung erhofft werden kann. Bei Arthur Waley, der in seinen Uebersetzungen aus den ostasiatischen Sprachen die härteste Disziplin im Uebersetzen durchgemacht hat und sie für einen Zweig der Semantik hält, ahnt man, daß auf dieser Linie Möglichkeiten sich eröffnen könnten, durch welche der Uebersetzer eine solidere Basis für seine Arbeit gewänne, als sie die jetzige, lediglich auf Sensibilität, allgemeiner Kultur und Erfahrung beruhenden Richtlinien darstellen. Die Beschäftigung mit den Regeln der Dichtkunst hat zwar noch niemanden davon abgehalten, schlechte Gedichte zu schreiben; dafür hat sie aber auch eine Kritik der Dichtung und somit eine Unterscheidung möglich gemacht. Es wäre eine Wohltat für die Uebersetzung, wenn es auch für sie eine objektive Kritik geben würde, und vielleicht ist die jetzige Beschäftigung mit der ganzen Frage ein erster Schritt dahin.

Und so wäre denn die Selbstbesinnung der Uebersetzer nur ein Symptom des Wachstums und deshalb sehr zu begrüßen. Was aber in keiner von beiden Schriften zur Sprache kommt, ist vielleicht heute das Bedenklichste — nämlich die noch nie dagewesene Uebersetzungs*flut*. Und zwar ist hier die Wahllosigkeit nicht einmal das größte Uebel. Das Publikum ist schließlich erwachsen genug, um sich vor schlechten Büchern zu schützen. Auch dürfen wir in keinen geistigen Snobismus verfallen; denn außer den highbrows müssen auch die lowbrows gelebt haben, sind sie doch Träger einer unentbehrlichen Kontinuität. Auch was die berühmten englischen best-sellers z. B. betrifft, so sind sie nicht nur das sicherlich harmlose Vergnügen vieler ehrbarer Menschen; sie haben auch eine nützliche Funktion; denn sie

verbreiten indirekt ein Wissen um die Eigenart englischen Lebens und Denkens, das schwerlich durch wissenschaftliche Analyse verbreitet werden könnte. Es ist der Mühe wert, bei dieser Frage etwas zu verweilen. Für die «Wissenschaft» in diesen Dingen dürfte folgendes Zitat aus einer Abhandlung über die englische Denkart genügen: «Trotzdem darf man den individualisierenden Pluralismus der Engländer nicht so verstehen, daß sie etwa die Welt in lauter isolierte Singularitäten auflösten; im Gegenteil, auch sie suchen die Welt im Großen, wie sie die speziellen Ganzheiten doch auch nach Integrationen würdigen. Das Entscheidende ist nur, daß sie die Ganzheiten nicht als Wesenheiten an sich erfassen, sondern daß sie die Integrationen von Singularitäten aus zu verstehen suchen, indem sie ein den Singularitäten innewohnendes Prinzip, die Assoziation, annehmen, durch das sie zu Ganzheiten zu gelangen streben. Nirgends denkt der englische Geist daran, die Bedeutung von Ganzheiten zu leugnen: er macht sie nur nicht zu Wesenheiten neben oder über den Individuen, sondern läßt sie aus Vergesellschaftung von Individuen erst zusammenwachsen.» Nicht, daß diese Behauptungen nicht stimmen — sie stimmen vollständig —, ist hier das Abschreckende, sondern daß nur jemand, der beide Mentalitäten, die deutsche und die englische, sehr genau kennt, damit etwas anfangen kann. Die Vertiefung und Verbreitung des gegenseitigen Verständnisses von nationalen Denkarten ist heute ein dringendes Bedürfnis; aber auf diese Weise wird es kaum gefördert, und man möchte fast sagen — dann lieber «Rebecca»! Von diesem Standpunkt aus hat die Uebersetzung zweit- oder drittrangiger Literatur eine gewisse psychologische Berechtigung; denn sie vermittelt etwas Lebendiges, wenn auch Oberflächliches. Schließlich gehört die Oberfläche auch zum Ganzen.

Die Gefahren liegen anderswo. Von der Oberfläche aus droht die Uebersetzungsflut die Substanz zu verzehren, indem sie die wahre und ernste Uebersetzung in ihre eigene Strömung von Hast und Lieblosigkeit mitzureißen droht. Erstens muß alles im schnellsten Tempo vor sich gehen, und unter diesen Umständen darf man nicht staunen, wenn immer wieder die Uebersetzung von Papier zu Papier erfolgt, ohne den Weg über das lebendige Herz des Uebersetzers — vorausgesetzt, daß er eins hat — zu nehmen, und so entsteht, besonders im Englischen, das «translatese», die platte Eunuchensprache der Uebersetzer, die zu einer wirklichen Gefahr für das allgemeine Sprachgefühl werden kann. Zweitens aber droht die Uebersetzungsflut wichtige Uebersetzungen an die Wand zu drücken; denn sie verlangt schnelle Rendite. In einigen Ländern hat man gegen die Uebersetzungsflut Maßnahmen erwogen, z. B. in der Form einer Kontingentierung. Das hat keinen großen Sinn; denn kontingentierte Ware ist immer am

meisten begehrt. Aber man könnte sehr gut die Uebersetzung in zwei Strömungen scheiden — diejenige auf kurze und diejenige auf lange Dauer. Die erste wird schon von selbst versiegen, die zweite aber wird und muß bleiben.

Es fragt sich nur, wie das mit den praktischen Bedürfnissen des heutigen Lebens zu vereinigen sei. Es ist festzustellen, daß die Uebersetzung praktisch immer eine Art Nebenbeschäftigung gewesen ist, oder aber «hobby» und Spielerei von bemittelten Menschen — man denke an die sehr schönen englischen Uebersetzungen Scott-Moncrieffs von Stendhal und Proust. Diese überaus zeitraubende und anspruchsvolle Tätigkeit scheint nicht imstande, eine materielle Basis für das Leben zu geben; je ernsthafter, je nötiger ihr Gegenstand, desto weniger bleibt für den Uebersetzer übrig. Denn wenn der dauernde geistige Bestand einer Kultur zum dauernden geistigen Bestand einer andern beitragen soll, ist von vornherein mit der Zeit zu rechnen. Mit raschem, unmittelbarem Erfolg ist nicht zu rechnen. Hier kann der einzelne nur in den seltensten Fällen das nötige materielle Opfer — das geistige ist schon groß genug — auf sich nehmen. Eine Gemeinschaft aber kann dieses materielle Opfer tragen, und es wäre vielleicht an der Zeit, daß die Uebersetzung von der Gedankenassoziation mit dem häßlichen Begriff der Kulturpropaganda befreit würde. Als öffentliche und anerkannte Tätigkeit vermöchte sie jenen «intertraffic of the mind» aufrechtzuerhalten, der im heutigen Weltchaos dauernde Werte zwischen den Völkern vermitteln und Mut zu den praktischen Aufgaben des Aufbaus geben könnte.